
Vorwort

Im Januar des Jahres 1957 „überfielen“ die jungen Dichter Gregory Corso, Jack Kerouac, Peter Orlovski und Allen Ginsberg den 73-jährigen William Carlos Williams mit einem spontanen Besuch in dessen Haus in Rutherford, New Jersey. Nach einem Nachmittag mit Wein und Gesprächen erhielten die „Jungen Wilden“ von ihrer bereits von Schlaganfällen gezeichneten „Vaterfigur“ schließlich mit den Worten: „There’s a lot of bastards out there!“ die Fackel der Dichtkunst von der vorherigen Generation überreicht.

Es war eine Begebenheit, die gleich in die Legenden der „Beatnikdichter“ einging, und von Kerouac und vor allem Ginsberg gepflegt und tradiert wurde, sich aber auch in Williams’ Aufzeichnungen niederschlug. Offenbar waren sich alle sicher, im selben Lager zu stehen, trotz unterschiedlicher Ansichten zur Literatur und zum Leben. Denn die „bastards out there“ – Williams Biograf Paul Mariani identifizierte sie später als die Kritiker und Verleger des literarischen Establishments – das waren eindeutig die „Anderen“, die den jungen extravaganten Literaten als Feindbild aber auch als Projektionsfläche dienten. Und Williams war ihr Vorbild als ewiger Querulant und Außenseiter, der erfolgreich seinen eigenen Weg gegangen war.

Hier war die Geburtsstunde, oder besser eine der Geburtsstunden einer alternativen Tradition amerikanischer Dichtung oder auch einer Tradition alternativer amerikanischer Dichtung. Und Williams und Ginsberg sollten eine Achse dieser Tradition bilden, die Moderne und Postmoderne miteinander verband und den folgenden Schriftstellern als Orientierung diente – sei es nun zur Eingliederung oder Abgrenzung.

Die gemeinsame Geschichte von Williams und Ginsberg begann nicht an diesem Tag im Januar 1957 und sie endete auch nicht hier, aber mit dem sinnierend auf die Straße hinausblickenden Williams, der seine Besucher vor den „Bastarden da draußen“ warnte, fand sie einen treffenden Ausdruck.
